

„Gnade und Friede von dem, der da ist und der da war und der da kommt.
Amen.“

Liebe Gemeinde!

Das Entscheidende ist nahezu unsichtbar. Und: Es geschieht indirekt. – Eines Abends, so heißt es, fragt der Philosoph Ernst Bloch den Philosophen Walter Benjamin nach dem Reich Gottes. Ernst Bloch fragt nach dem Reich des Messias. Er fragt nach der Nachfolge. Und Walter Benjamin, der jüdische Intellektuelle, antwortet darauf mit einer gleichnishaften Erzählung: „Ein Rabbi, ein wirklich kabbalistischer, sagte einmal: um das Reich des Friedens herzustellen, werden nicht alle Dinge zu zerstören sein und eine ganz neue Welt fängt an, sondern diese Tasse oder jener Strauch oder jener Stein und so alle Dinge sind nur ein wenig zu verrücken. Weil aber dieses Wenige so schwer zu tun und sein Maß so schwierig zu finden ist, können das, was die Welt angeht, nicht die Menschen, sondern dazu kommt der Messias“¹.

Die Dinge sind also nur ein wenig zu verrücken, um das Reich Gottes herzustellen. Es ist das Wenige, das Unscheinbare, das zu ändern ist. Von den Grenzen her kommt die Veränderung. Und dann, so die Botschaft, kann sich das Ganze ändern. Uns Menschen fällt diese Vorstellung schwer – und: wer wollte das nicht verstehen! –, weil wir gern auf einen Schlag das Ganze anders und in einem Augenblick die Fülle hätten. „Tabula rasa“ – das leuchtet uns ein, die apokalyptische Verschränkung von Leere und Fülle, das völlige Abtun des Alten und die sofortige Ankunft des Neuen. Diese utopische Tradition ist nicht nur Ernst Bloch, sondern auch uns vertraut. Doch gerade so verfehlen wir maßlos das Wenige, meint Walter Benjamin, das nottut und auch die Not des Ganzen wendet. Im Wenigen und in seiner Veränderung versteckt sich hier messianisch das Ganze, in der scheinbaren Nebensächlichkeit der wahre Kern und in dem

¹ Byung-Chul Han, Transparenzgesellschaft, Berlin ³2013, 29f. Han hat diese Erzählung seinerseits von Giorgio Agamben.

Äußerlichen das Wesentliche. – *Das Entscheidende ist nahezu unsichtbar. Und: Es geschieht indirekt.*

II.

Das Evangelium des heutigen Sonntags steht bei Johannes im ersten Kapitel: „Am nächsten Tag stand Johannes abermals da und zwei seiner Jünger; und als er Jesus vorübergehen sah, sprach er: Siehe, das ist Gottes Lamm! Und die zwei Jünger hörten ihn reden und folgten Jesus nach. Jesus aber wandte sich um und sah sie nachfolgen und sprach zu ihnen: Was sucht ihr? Sie aber sprachen zu ihm: Rabbi – das heißt übersetzt: Meister –, wo ist deine Herberge? Er sprach zu ihnen: Kommt und seht! Sie kamen und sahen´s und blieben diesen Tag bei ihm. Es war aber um die zehnte Stunde. Einer von den zweien, die Johannes gehört hatten und Jesus nachgefolgt waren, war Andreas, der Bruder des Simon Petrus. Der findet zuerst seinen Bruder Simon und spricht zu ihm: Wir haben den Messias gefunden, das heißt übersetzt: der Gesalbte. Und er führte ihn zu Jesus. Als Jesus ihn sah, sprach er: Du bist Simon, der Sohn des Johannes; du sollst Kephas heißen, das heißt übersetzt: Fels“.

III.

Das Entscheidende ist nahezu unsichtbar. Und: Es geschieht indirekt. Die Geschichte wirkt oberflächlich nicht sehr spannend. Zunächst gibt es den Hinweis von Johannes dem Täufer, der seine Jünger auf Jesus aufmerksam macht und sie zu ihm lenkt. Dann geht es um die Begegnung der ersten beiden Jünger mit Jesus und schließlich erfolgt die Berufung des Simon Petrus, der den Namen „Kephas“ bekommt. Drei klare Szenen. So weit, so gut. – Alles klar? Was auffällt, ist der eklatante Mangel an Begründungen und Motivationen, an Erklärungen und Erläuterungen. Stattdessen wird hier offenbar das Unwesentliche erzählt, das Nebensächliche in den Vordergrund gerückt.

Szene eins: Johannes der Täufer weist seine beiden bei ihm stehenden Jünger auf den vorbeilaufenden Jesus hin. Weder erfahren wir, woher Jesus kommt, warum er dort vorbeigeht und wohin er unterwegs ist. Doch auf diesen Jesus zeigt der Täufer und sagt, was hier fast wie ein Orakelwort erscheint: „Siehe, das Lamm Gottes!“. Und: Den Jüngern des Täufers genügt das. Keine Nachfragen, keine Diskussionen, nichts. Sicher: Im Evangelium war vom Lamm Gottes schon die Rede gewesen. Doch warum hier die Johannesjünger dies sofort so verstehen müssen, dass sie zu Jesus überwechseln und damit ihren bisherigen Meister verlassen, wird nicht eigens motiviert. Es bleibt im Dunkeln. Daran ändert sich auch nichts, wenn man sich klar macht, dass der Täufer – jedenfalls nach der Meinung des Evangeliums – in Jesus etwas Besonderes gesehen haben muss. Denn: Erläutert wird dies nicht und insofern kann es auch kaum einleuchten.

Szene zwei: Die beiden Johannesjünger laufen hinter Jesus her. Der wendet sich um und fragt sie, was sie wollen. Obwohl Jesus ansonsten im Johannesevangelium durchaus so gezeichnet wird, dass er alles wissen und durchschauen kann, fragt er: „Was sucht ihr?“ Und die Jünger antworten mit einer (Gegen-) Frage: „Wo ist deine Herberge?“ Natürlich ist diese Frage nicht eigentlich die Frage nach der Meldeadresse. Sozusagen eine Variation von „Lebst du schon, oder wohnst du noch?“ Sogleich werden die Jünger von Jesus eingeladen: „Kommt und seht!“ sagt Jesus. Und dann bleiben sie bei ihm. Was sie dabei finden, was sie besprechen und was sie tun, was dort passiert und geschieht: Kein Wort hören wir davon. Nichts davon wird berichtet. Es bleibt im Erzählten ungesagt. Es bleibt im Gesagten verborgen. Es ist ein Geheimnis, was sich dort zuträgt. Stattdessen wird uns mitgeteilt, dass es um die zehnte Stunde war, gegen vier Uhr nachmittags. Immerhin ein indirekter Hinweis, wenn die zehnte Stunde im johanneischen Zwölfstundentag der Weltzeit den Beginn des heilvollen Wirkens Jesu anzeigt.

Szene drei: Einer der beiden Jünger, so heißt es jetzt, ist Andreas. Er sucht seinen Bruder Simon Petrus auf und sagt zu ihm: „Wir haben den Messias gefunden“. Doch Simon Petrus fragt nicht: „Wer ist es? Wie ist er? Was tut er? Und: Warum erkennst du in ihm den Messias? Erzähle es mir!“ Nichts in dieser Richtung hören wir. Stattdessen heißt es, dass Andreas seinen Bruder zu Jesus bringt. Der aber fragt aber auch nichts. Er erkundigt sich auch nicht. Jesus schaut ihn an und nennt seinen Namen, obwohl er ihn nie zuvor gesehen hat. Jesus erscheint hier als göttlicher Mensch, der die Personen und Dinge im Voraus kennt und im Griff hat. Und: Jesus gibt Simon Petrus einen neuen Namen, „Kephas“, also „Fels“. Auch das ist nicht gerade selbstverständlich. Haben Sie schon einmal jemanden, den Sie vorher nicht gesehen haben, einfach identifiziert und ihm dann einen neuen Namen gegeben – und keiner der Umstehenden hat nachgefragt? Oder: Haben Sie so etwas schon einmal erlebt? Und wenn Sie es erleben würden, würden Sie dann nicht nachfragen? Simon Petrus fragt jedenfalls nicht nach, warum er nun „Fels“ heißen soll.

Und noch etwas: Man wird, so ist das jedenfalls in unserem Textabschnitt, nicht zum Jünger Jesu, weil Jesus einen direkt beruft. Vielmehr wird man zum Jünger Jesu, wenn man dem Zeugnis anderer Personen traut, durch das man indirekt zu Jesus kommt. Liebe Gemeinde, *das Entscheidende ist nahezu unsichtbar. Und: Es geschieht indirekt!*

IV.

Ein spröder, ein karger Text. Gerade darin ist er reich und fruchtbar. Der große Marburger Theologe und Neutestamentler Rudolf Bultmann schreibt in seinem epochemachenden Kommentar des Johannesevangeliums zu unserem Abschnitt: „[A]lles ist wie ... hinter einem Schleier verborgen“². Liebe Gemeinde: An dieser Stelle, und es freut mich sehr, dies sagen zu können, hat Bultmann einfach Recht! Der Text lebt von dem, was im Gesagten und Erzählten nicht

² Rudolf Bultmann, Das Evangelium des Johannes, Göttingen ²¹1986, 70.

gesagt und erzählt wird: Vom Ungesagten im Gesagten, vom Schweigen in der Sprache. Was aber wiederum nur durch das Sagen und das Erzählen hindurch angedeutet und erahnt werden kann. Was anders gar nicht gesagt werden kann – als indirekt und im beredten Schweigen. Die Fülle dieses Textes erschließt sich nur durch seine Leerstellen und in seinen Leerstellen. Es geht hier um ein Verstehen des Ganzen durch das Fragmentarische. Um ein Verstehen der Fülle durch das Wenige. An den Rändern geschieht das Eigentliche. Denken Sie an Heiligenbilder aus der Kunstgeschichte: Am Heiligenschein, von den Rändern her, können Sie das Eigentliche, nämlich das Heilige im jeweils dargestellten Menschen erkennen. So ist das auch mit unserem Text: Von seinen Rändern her gibt er zu erkennen, worum es eigentlich geht. Freilich geht das nicht ohne den Text, sondern nur durch ihn hindurch. So wird der Text zu etwas, was man in der Ostkirche unter der Ikone versteht, nämlich zu einem Medium einer anderen Dimension, einer neuen Welt.

Und die Pointe ist: Das Verfahren des Textes, so indirekt und schleierhaft zu sein, ist inhaltlich die Einweisung in das, was Jüngerschaft und Nachfolge ausmacht. Genau dies wird hier an sich selbst plastisch. Das Johannesevangelium macht selbst, wovon es spricht. In der Sprache unserer theologischen Zunft: Es ist performativ und präsentisch – zumindest an dieser Stelle. Inhaltlich gewendet: Der Text ruft in die Nachfolge, indem er eine eindeutig fixierbare Antwort verweigert und uns selbst zur Suche animiert. Die produktiven Leerstellen des Textes wollen uns bewegen, die produktiven Leerstellen in unserem Leben aufzusuchen. Das ist dann wahrhaft Nachfolge!

V.

Zweierlei fällt mir dabei auf: Eine unglaubliche Offenheit und eine unglaubliche Begrenzung.

Zur unglaublichen Offenheit: Die Jesus-Nachfolge hat in dieser Ursprungserzählung der ersten Jünger keinen bestimmten Inhalt im Sinn

bestimmter Verhaltensweisen. Nichts wird hier direkt vorgeschrieben. Anders als später in der Kirchengeschichte werden hier keine sogenannten „evangelischen Räte“ für den inneren Kreis der Anhänger, die Nachfolger der Jünger vorgeschlagen. Es wird hier keine Ehelosigkeit, keine Armut und kein Gehorsam offensiv eingefordert, nicht einmal das Einhalten der Zehn Gebote oder besonderer Traditionen wird eigens genannt. Auch von der Verpflichtung auf die lutherischen Bekenntnisschriften ist hier nichts zu lesen. Vielmehr scheint gerade in dem, was nicht reglementiert ist und auch nicht direkt schriftlich im Bibeltext kodifiziert ist, aufzuscheinen, worum es sich bei Nachfolge handelt. Das vorhin genannte Schweigen im Gesagten verweigert sich unserem Bedürfnis, Nachfolge als eine schlichte, eindimensionale Handlungsanweisung zu begreifen, auf die wir dann auch noch andere glauben, verpflichten zu dürfen. Unser Text ist hintergründig und führt zu uns selbst! Suchen müssen wir schon selber. Auch Fragen und Finden müssen wir selber: Man kann nicht an sich selbst vorbeiglauben. Der Aufbruch der Nachfolge, der Weg ins Leben – und die damit verbundene Spontaneität und Freiheit – kann man nicht wirklich von außen verordnen.

Zur unglaublichen Begrenzung: „Siehe, das ist Gottes Lamm!“ Die Offenheit wächst aus der Verankerung. Die große Beweglichkeit verdankt sich einem festen Stand. Das Indirekte und Unaufgeregte gehört hier zusammen. Unser Gott, wie er uns hier vor Augen gestellt wird, benötigt keine enthusiastischen Zuspitzungen und ekstatischen Zeugnisse. Er erscheint vielmehr in der tiefen Ergebenheit des Glaubens, wenn Menschen sich ganz schlicht zu Jesus Christus bekennen, wie es auch das Johannesevangelium tut und wie wir es im Abendmahl gleich feiern werden: „Seht, das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt hinwegnimmt“. Wo Menschen mit ihrem Herzen in den christlichen Glauben eintreten, da ist eine Gemeinschaft, die Zeiten und Räumen, Jahrtausende und Kontinente überbrückt und überspannt. Eine Gemeinschaft, die Menschen aus dem je Eigenen herausführt und auf Andere

zuführt. Eine Gemeinschaft, die für Offenheit steht. Eine Gemeinschaft, die so viele Wege zu Gott kennt, wie es Menschen gibt, die auf diesen Wegen unterwegs sind.

VI.

Was heißt nun Nachfolge für uns im akademischen Alltag? Erinnern wir uns an die Pointe von Walter Benjamins Reich-Gottes-Gleichnis: Im Wenigen und seiner Veränderung versteckt sich das Ganze, in der scheinbaren Nebensächlichkeit der wahre Kern und in dem Äußerlichen das Wesentliche. *Das Entscheidende ist nahezu unsichtbar. Und: Es geschieht indirekt.* Sich vom Messias darin einweisen zu lassen, das ist Nachfolge. Das ist dann das Auffinden des göttlichen Reiches in unserem Leben. Eines Lebens, das über sich selbst hinausreicht. Das Indirekte, in dem sich Gott erschließt, die produktiven Leerstellen unseres Lebens, die auf eine Unverfügbarkeit über uns verweisen: Das alles kann sich in einer Wissenskultur zeigen, die kreative Lücken und überraschende Möglichkeiten zulässt! Wenn wir gemeinsam das Indirekte, das, was sich der direkten Verwertung und Benutzung entzieht, zunächst in Forschung und Lehre mehr in den Blick bekommen, dann ist das vielleicht schon ein wichtiger Schritt. Vielleicht nicht direkt zum Reich Gottes. Aber im besseren Reden darüber. Und wer weiß, wohin es letztlich führt: *Das Entscheidende ist nahezu unsichtbar. Und: Es geschieht indirekt.*

„Der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.“